



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Luise Hensel

Binder, Franz

Freiburg, 1885

29. Jn Breslau und am Rhein. Fürstbischof Förster. M. Pohl und die ewige Anbetung. Blankenberghe. Rheinfahrten. (1856 - 1857.)

urn:nbn:de:hbz:466:1-27634

sprüche las. Er hat uns beide sehr geliebt, vielleicht nach der sel. Emmerich keine so. Wir müssen viel für ihn beten. Gott muß uns dort zusammenführen. Der Brief an meine Schwester Sophie gehört wohl zu den schönsten¹. Solch einen Brief kann nur ein wahrhaft frommes und gläubiges Herz schreiben. Hier zeigt sich wieder ganz seine kindliche Natur, die natürlich genommen seine Netterin in seinem Leben war."

Abt Ephrem ist seitdem ebenfalls in die Ewigkeit abgerufen worden. Er starb zu Delenberg am 1. März 1884.

29. In Breslau und am Rhein.

(1856—1857.)

Fürstbischof Förster. M. Pohl und die ewige Anbetung. Blankenbergher. Rheinfahrten.

Wie für das Andenken Brentano's, so war Luise Hensel nicht minder für das Andenken Melchior's v. Diepenbrock thätig und besorgt. Ihm vor Allem, dem edlen hochsinnigen Menschen und untadelhaften Priester, dem Jünger und Liebling Sailer's, dem herrlichen Kirchenfürsten, sollte ein würdiges literarisches Denkmal gesetzt werden, an dem sich Mit- und Nachwelt erfreuen und erbauen könnte. Das war ihr innigster Wunsch, seit er so unerwartet früh dahingegangen, und als sie im Sommer 1856, der Bitte einer schlesischen Freundin nachgebend, nach Breslau kam, nahm sie die Gelegenheit wahr, den Nachfolger des Verewigten auf dem Breslauer Bischofsstuhl, der im Leben sein besonderes Vertrauen genossen, Fürstbischof Dr. Heinrich Förster, zur Herstellung einer Biographie mit Bitten und Vorstellungen in ihrem und Apollonia's Namen anzugehen.

Von diesem dreiwöchigen Aufenthalt in Breslau, im

¹ Es ist hier der Brief gemeint: „An ein zwölfjähriges Mädchen aus einer schwergeprüften Familie.“ Ges. Schriften VIII. 324—328.

Juni 1856, berichtet sie ihrer treuen Apollonia nach ihrer Rückkunft aus Schlessen, etliche Wochen später¹:

„In Breslau hat man mir viel Liebe und unverdiente Ehren erwiesen; ich war förmlich gedemüthigt. Und wie schmerzlich war mir's, dort zu sein. Wie anders wäre mir zu Muth gewesen, wenn ich vor 6—8 Jahren mit Dir dort hätte sein können. Aber im Himmel wird's schöner sein — bete, daß ich Dir und Deinem sel. Bruder dort begegne! — Die guten Ursulinerinnen² haben mir ein sehr zierliches Sträußchen von einer rothen und zwei weißen Rosen gemacht. Die rothe ist vom Armelfutter des sel. Cardinals und die weißen sind von einem Rochet, das er von Sailer geerbt und auch selbst getragen hat. Es mußte für den jetzigen Fürstbischof etwas verkürzt werden und da fiel ein Streifen ab. Gewiß werden die guten Nonnen Dir auch gern so ein Sträußchen machen, so Du's wünschest.

„Der Fürstbischof, bei dem ich in den drei Wochen, die ich in Breslau zubrachte, mit Marie Pohl fünfmal gegessen habe, fragte mit vieler Liebe nach Dir und trug mir herzliche Grüße auf. Ich erinnerte ihn wiederholt daran, doch bald möglichst seinen Vorsatz auszuführen und Deines Bruders Leben zu schreiben; er behauptete aber immer, unmöglich die Zeit dazu zu haben, und dieß Werk könne man doch nicht oberflächlich abthun. Mein Bruder hatte mich auch angetrieben, ihn dringend darum zu mahnen. Ich bat ihn, sobald er einen Augenblick Zeit finde, doch wenigstens mit einer Lebensskizze anzufangen, da immer ein Schattenriß schon besser sei als gar kein Bild von einem so bedeutenden und lebenswürdigen Menschen, und in späterer Zeit bei mehr Muße könne er ja dieß Bild dann vervollständigen, man habe aber schon viel zu lange gewartet &c.

¹ Wiedenbrück, 17. Juli 1856. „Gottlob wieder aus meiner kleinen stillen Einsiedelei, mein liebstes Neppelken!“ beginnt der Brief.

² Die Oberin derselben war mit Apollonia Diepenbrock befreundet und in Correspondenz.

Er gab mir darauf zur Antwort: er habe noch gar nicht einmal das Material beisammen, Du habest ihm auch die öfters erwähnten Notizen nicht geschickt. Da Du, liebes Herz, mir nun schreibst, Du sammeltest Notizen, so wüßte ich gern, ob Du irgend jemand Andern gefunden, der das Leben des sel. Cardinals schreibt, und ob es denn endlich bald erscheinen wird? Ich kann natürlich sehr wenig von ihm geben, will aber nächstens all seine Briefe aus meinen Papieren suchen und was irgend wesentlich für Deinen Zweck ist, Dir zusenden; in diesem Augenblick, wo ich erst seit etwas mehr als acht Tagen wieder hier bin, ist mir's noch nicht möglich, das Durcheinander meiner Papierkiste zu lichten . . . In Brentano's Briefen sind nur einzelne Aeußerungen über Deinen Bruder, ich will sie auch ausziehen, sobald es mir möglich sein wird, denn die sehr klein geschriebenen Briefe sind überaus mühsam zu lesen. Ueber den Besuch Deines Bruders bei der Emmerik erinnere ich mich keiner Stelle."

Apollonia antwortet: „Wir sind mit den Aufzeichnungen des lieben Seligen beschäftigt, und das, was ich von Dir wünschte, sollte auch dazu kommen, und dann alles an den Herrn Fürstbischof gesendet werden. Ich denke, im nächsten Winter findet er Muße, die Arbeit zu beginnen, und ist sie nur einmal begonnen, dann fürchte ich nicht, daß sie liegen bleibt.“

Die beiden Freundinnen mußten noch ein paar Jahre Geduld haben, bis der neue Fürstbischof der Bürde des Amtes die literarische Muße abgewann; dann hatten sie aber auch die Freude, ein von Meisterhand gezeichnetes Lebensbild des verewigten Cardinals der Verehrung und liebenden Bewunderung aller Gutgesinnten zugeführt zu sehen. Die schöne Biographie erschien bekanntlich im Jahre 1859.

Die Freundin, bei welcher Luise diese drei Wochen in Breslau verbrachte, Fräulein Pohl, war die hochbegabte Tochter eines Professors an der Universität Breslau, Dr. G. Fr. Pohl, dessen Name durch naturwissenschaftliche Schriften (über Elektromagne-

tismus 2c.) in weiteren Kreisen bekannt geworden. Fräulein Marie Pohl hatte in Schicksal und Lebensrichtung manches Verwandte mit ihr. Geboren zu Stettin 1816, war sie im Alter von 26 Jahren (1842) zu Breslau aus innerem Antrieb katholisch geworden. Auch die Neigung zum klösterlichen Leben theilte sie mit ihr. Die frommen Lieder Luise Hensels hatten ihr Herz gewonnen, lange ehe sie die Dichterin selber kannte. Von Kindheit an, versichert sie in ihrem ersten Brief an Luise (1. Dec. 1854), habe sie eine innige Liebe und Verehrung für die Dichterin im Herzen getragen. „Seit den zwölf Jahren aber, wo ich das hohe und einzig wahre Glück besitze, der heiligen katholischen Kirche anzugehören, bin ich Ihrer Seele mit meinen Gedanken viel nachgezogen und habe dieselbe stets wie eine traute geliebte Schwester begrüßt, obwohl Sie, durch geistige Vorzüge und Reichthümer, so hoch über mir stehen.“

Ein erster Versuch, den sie unternahm, ins Kloster zu treten, war mißlungen. Sie wollte Carmeliterin werden und trat in Wilten bei Innsbruck ein; allein schon nach wenigen Wochen, welche sie im Sommer 1855 in diesem strengen Orden verbrachte, hatte sie auf ärztlichen Rath das Vorhaben aufgeben müssen, weil ihre schwächliche Natur den Anforderungen der Ordensregel nicht gewachsen war. Sie mußte „die Freistätte des Friedens“ wieder verlassen. Den Wahlspruch, den sie von einer frommen Carmeliterin daselbst sich angeeignet, behielt sie aber in der Seele fest: „Frisch himmelwärts!“

Neue Hoffnungen belebten sie, als nun das Ideal ihrer Jugend, Luise Hensel, nach Breslau kam. Denn auch diese hatte dem Zauber des alten untilgbaren Lieblingsgedankens in der Einsamkeit ihrer Klausur wieder Statt gegeben, und der Hauptzweck, der sie zur Zusammenkunft mit der neuen Freundin nach Breslau führte, war die Verathung über ein gemeinsames klösterliches Unternehmen. Luise Hensel führte wiederum nichts Geringeres im Sinn, als die Stiftung einer Congregation. Sie wünschte eine „Genossenschaft der ewigen Anbetung“ zu gründen

mit einer Regel, welche auch älteren, nicht mehr in der Vollkraft des Lebens stehenden Personen den Eintritt ermöglichen sollte, also ohne das strenge Büsserleben damit zu verbinden, „das nur so heiligen Seelen wie den Carmeliterinnen vorbehalten zu sein scheint“.

Die ewige Anbetung zu befördern, war ein Gedanke, der sie seit den Jugendtagen beseelte; in so bestimmter Form aber beschäftigte sie dieser Plan erst seit Beginn der fünfziger Jahre. Sie correspondirte und berieth sich darüber mit erfahrenen Geistlichen, namentlich mit einem „vom Geiste Gottes geleiteten“ Ordensmanne. Sie wußte sich, zur Vergleichung und Durchprüfung, Statuten verwandter Orden zu verschaffen. Vorzüglich aber fanden die Regeln und Statuten der Klosterfrauen von der ewigen Anbetung, welche vom Cardinal-Erzbischof von Mecheln im Jahre 1856 canonisch approbirt worden waren, ihren Beifall, so daß sie dieselben ihrem eigenen Entwurf zu Grunde legte. Durch die Vermittlung von Fräulein Pohl war noch eine andere schlesische Dame mit Luise in Verbindung getreten, Freiin Anna v. Stillfried, welche damals im Hause ihrer Schwester, einer Gräfin Schaffgotsch, in Wildschütz, in der Nachbarschaft des fürstbischöflichen Schlosses Johannesberg, lebte, „eine sehr fromme und dabei praktisch verständige Dame, deren ganzes Sehnen und Streben auf die Einführung eines solchen Ordens hinzielte“. — „Wenn's doch schon so weit wäre!“ hatte Marie Pohl kurz vor ihrer Ankunft geschrieben. „Ach, laß uns Alles thun, um unser Klosterlein ins Leben zu rufen.“

Fürs Erste stand nun freilich die Ausführung dieses von den drei Freundinnen ins Auge gefaßten und lebhaft verhandelten Projektes noch im weiten Felde. Denn es fehlte an der nöthigen materiellen Unterlage, an einem passenden Hause und den Mitteln, welche ein derartiges Unternehmen bedingt. Sie mußten sich mit einer vorläufigen persönlichen Verständigung begnügen. Der Plan selbst aber, der nicht fallen gelassen wurde, bildete noch lange den Gegenstand der brieflichen Unterredungen,

Wünsche und Bemühungen dieser „freudig ausharrenden Gebets-seelen“. Luise Hensel zumal hielt die Idee mit zäher Beharrlichkeit fest, und wir werden später noch hören, wie dieser Ordens- und Klostertraum das Reich ihrer Gedanken und Hoffnungen bis in die spätesten Jahre durchwob.

Zunächst galt es jetzt andern, näher liegenden Anforderungen nachzugeben, denn vor Allem verlangte der Zustand ihrer Gesundheit gebieterisch schonende Rücksichtnahme und gründliche Kur. Sie hatte in Breslau einen Arzt zu Rathe gezogen, und zwar, da sie der Hahnemann'schen Heilmethode anhing, einen Homöopathen. „Dr. Pažack,“ meldet sie der besorgten Apollonia, „der mit vielem Interesse nach Dir fragte und Dich herzlich grüßt, meinte, mein Kopfleiden komme von einer Adernerweiterung, und die sonderbaren Zustände und das entsetzliche Getöse, was ich immer höre, seien ein Beweis, daß diese Ausdehnungen gerade da Statt hätten, wo die Adern durch den Schädel nach innen gehen. Ich fürchte, er hat Recht, und so kann ich denn immer auf einen plötzlichen Tod gefaßt sein¹. Auch er verlangt dringend, daß ich in ein Seebad gehe; ich werde es aber in diesem Sommer schwerlich mehr können.“

Es wurde aber dennoch möglich. Sie ging nach Blankenberghe, das sie schon zwei Jahre zuvor ins Auge gefaßt hatte, als sie sich Hoffnung machte, mit ihrer lieben Apollonia gemeinsam dahin reisen zu können. „Nächstes Jahr“ — so schrieb sie dieser von Köln aus damals — „so Gott will, holst Dir selbst hier kölnisches Wasser, wenn wir nach Blankenberg ans Meer gehn, um frische Nerven und Müsschelchen zu suchen. Ich spare darauf wie ein Geizhals und habe gehört von einem sehr lieben frommen Mädchen, das diesen Sommer dort war, man könne in dem Klösterchen vom hl. Joseph dort ein paar Zellchen

¹ „Ich bin aber gar nicht unruhig, denn mein Leben ist in Gottes Hand“ — bemerkt sie zu einem ähnlichen Bericht an Schlüter S. 93.

haben, wenn man sich früh genug melde, auch die Kost sei sehr gut, wenn auch ganz einfach bei den Nonnen, und der Preis sehr billig. Denke Dir dann, lieb Appelschen, mit unserm lieben Herrgott unter einem Dach und täglich auf die bequemste Weise den Gottesdienst im Hause — wie herrlich! Du mußt Dich wirklich entschließen; ich gebe Dir Bedenkzeit bis Neujahr oder auch noch etwas länger; dann muß man sich aber vorläufig melden, ohne noch bestimmt gebunden zu sein. Ich kenne eine der ältern Nonnen des Ordens von Aachen her, eine gar liebe Seele, weiß aber nicht, ob sie in Blankenberg oder Lüttich ist. Die junge Kölnerin ist ganz frisch und blühend wieder gekommen, im vorigen Frühjahr hielt man sie für ausziehend.“ — So im October 1854.

Nun mußte sie die Reise allein ausführen, und obwohl sie die Seebäder, die ihr im Sommer 1839 so überaus gut gethan, diesmal nicht ertragen konnte, so wirkte doch die Meeresluft auf ihren Organismus im Allgemeinen ganz wohlthuend und stärkend.

Zu Blankenberghe fand sie, wie sie gewünscht, Unterkommen bei den Schwestern vom Kloster des hl. Joseph; sie war dort sehr beliebt, insbesondere mußte sie den guten Nonnen viel von Katharina Emmerich erzählen. „Wir denken oft an Sie“ — schrieb nachmals die Oberin Soeur Renilde — „und die Schwestern wiederholen unter sich gerne, was Sie ihnen erzählt haben. Die ganze Klostergemeinde erfreut sich an den Nachrichten von Ihrem Wohlergehen.“

Die Rückreise benützte Luise zu einer Wallfahrt nach dem ihr besonders theuren Revelaer, und hielt dann noch in Aachen, in den klösterlichen Anstalten ihrer geliebten Schülerinnen, kurze Rast. — „Körperlich,“ konnte sie nach der Heimkehr melden, „fühle ich mich jetzt viel kräftiger, als seit Jahren.“

Im folgenden Sommer (1857) sah Luise Hensel die neu-gewonnene Freundin aus Breslau als Gast in ihrer Einsiedelei

zu Wiedenbrück, was in ihr dortiges Stillleben eine ungewohnte Bewegung brachte. Es war dieß überhaupt für sie ein belebter, wanderfroher Sommer.

Kurz vor der Ankunft von Fräulein Pohl hatte Luise mehrere Wochen an den Geländen des Rheins verbracht, woselbst sie von einer Aufregung in die andere gerieth und die Wahrheit des Dictums erfuhr, daß auch eine Reihe von schönen Tagen nicht so leicht zu ertragen, da man, wie sie sich ausdrückt, von Freunden gewöhnlich aus Liebe todt gehegt wird. „So erging es mir besonders in Bonn bei Frau von Raesfeld (geb. Diepenbrock), am Siebengebirge auf dem schönen Haanschen Gute und auf der Rückreise in Düsseldorf.“ (An Schlüter S. 99.)

Auf der Haanenburg bei Unkel, dem Gute des Kölner Kaufmanns Heinrich Alois Haan, sprach sie oft und gerne zu, wenn die Fahrt sie vorbeiführte. Die freundliche, hoch auf dem Bergrücken gelegene „Burg“, die den Blick weit über die Rheinebene bis nach Köln schweifen läßt, lockte viele Freunde an, und Sommers über herrschte dorten meist ein reges Leben bei der durch ihre Gastfreundschaft bekannten Familie¹. Verschiedene daselbst entstandene Ausschnittbildchen von Luise Hensel erinnern an ihren dortigen Aufenthalt. Ein heiter anmuthendes Kabinetsstück ist namentlich ihre Darstellung, „wie ein Vater weg begleitet wird“, ein Zug von elf nach dem Leben geschnittenen Figuren von köstlicher Charakteristik. Zu einem Einsiedlerbilde „St. Hilarien“, einer lieblichen thierbelebten Klausneridylle, hat sie die Worte gefügt:

„O glückselige Einsamkeit!
 O einsame Glückseligkeit!
 In dieser vergnügten Einsamkeit
 Find' ich all meine Zufriedenheit.“

¹ P. Georg von Waldburg-Zeil hat in seinen Gedichten die Haanenburg gar hübsch besungen (1855).

In Düsseldorf galt ihr Besuch einer ehemaligen Schülerin, Frau Alexandrine Otto, geb. Masset, Wittwe des Regierungsraths und Landtagsabgeordneten Otto, eines trefflich gesinnten Mannes, der ein halbes Jahr zuvor während des Landtags in Berlin gestorben war. Acht Tage widmete sie der treu anhänglichen Frau und wohnte der ersten heiligen Communion ihres ältesten Knaben bei. — Die eigentliche Veranlassung aber, welche Luise zu dieser Rheinfahrt bestimmt hatte, war die Hochzeit ihrer Pflegetochter Elise in Köln gewesen, woran theilzunehmen sie ihrem mütterlichen Herzen unmöglich versagen konnte. Aus dem Brautkranz der glücklichen Pflegetochter nahm sie ein Blümchen mit, das sie zum Andenken über ihrem Schreib- und Arbeitstische aufhing. Es zierte dort „ein schönes alterthümliches Muttergottesbildchen“, das ihr der Bruder einst geschenkt. —

Bald nach ihrer Heimkehr von dieser Reise traf nun, in der ersten Woche des Monats August, Fräulein M. Pohl bei ihr in Wiedenbrück ein. Luise hatte die Freude, den willkommenen Gast mehrere Monate bei sich zu beherbergen, und sie genoß im Umgang mit dieser begeisterten, gottminnenden Seele, deren Wahlspruch immer noch „frisch himmelwärts“ war, glückliche Tage. „Marie Pohl“ — schreibt sie von ihr an Apollonia — „hat mir viele Grüße an Dich aufgetragen, ‚dafern sie es wagen dürfe‘. Da sie ein gar liebes Mädchen ist, denke ich, darf sie es wagen.“

Das lebhaftere Naturell des Gastes vermochte sie sogar zu dem Entschlusse, eine nochmalige Rheinfahrt in ihrer Gesellschaft zu unternehmen. Am liebsten hätte Luise die Freundin nach Münster geführt und hatte sich schon darauf gefreut, schreibt sie dem Professor Schlüter, wie lieb sie demselben „durch ihre angenehme Stimme und ihr frommes sinniges Wesen neben vielem Geist und reicher Ausbildung“ werden würde. „Ihre Freunde wünschten nun aber dringend, daß ich mit ihr in Begleitung zweier Geistlichen eine Reise den Rhein hinauf machen möchte.“

Zu Anfang Septembers traten sie die Fahrt an und kamen stromaufwärts bis Speier. Sie sahen und erlebten viel Schönes, besuchten das Kloster in Nonnenwerth, und begrüßten die Freunde in Bonn, Koblenz und andern Orten. In Koblenz traf Luise mit Caroline Settegast zusammen, die, eben von schwerer Krankheit genesen, neben ihr in der Oberpfarre communicirte; ein rührendes Wiedersehen. Der Glanzpunkt des zwanzigtägigen Ausfluges scheint aber das Hildegardsfest im Rheingau, an der Ruhestätte der großen Seherin zu Eibingen bei Rudesheim, gewesen zu sein.

„Wir beeilten uns auf der Hinreise, weil ich auf der Insel Nonnenwerth erfuhr, daß am 17. (September), dem Fest der hl. Hildegard, ihre Reliquien erhoben werden sollten, die bisher nicht sehr anständig in einer Wand der Kirche zu Eibingen aufbewahrt wurden. Es war ein erbauliches Fest; im ganzen Rheingau wurden die Glocken am Vorabend geläutet, und unter ihrem Schall und dem Wehen vieler Fähnchen und Fahnen landeten wir, um andern Morgens der Hauptfeier beizuwohnen, die recht entsprechend war. Was mich besonders rührte, war ein wunderbares Lied von ihr, das sie gedichtet und oft gesungen, und das sich in seltsamen Tonzeichen bei ihren Manuscripten findet, die zu Wiesbaden liegen. Der sehr musikalische Pfarrer von Eibingen hat die wunderlichen Zeichen, die gar keinen Noten ähnlich sehn¹, entziffert, und das Lied seiner Schwester und einigen jungen Bäuerinnen eingeübt, die es ohne Instrumental-Begleitung sehr gut sangen, wenn auch die Stimmen nicht eben zart waren. Das Haupt, das Herz und die unverwusste Zunge der Heiligen wurden auf Kissen bei der Procession durch den Bischof und zwei Domherrn getragen, und man konnte die Reliquien sehn, bis sie in den neuen Altar geschoben wurden. — Das Wetter war während der ganzen Reise herrlich, und wenn ich nicht so wandermüde wäre, und

¹ Es sind Neumen.

so sehr viel Nöthiges ungethan hier zurückgelassen hätte, würde ich viel Freude an der schönen Reise gehabt haben. Wir waren nur einen Tag weniger als drei Wochen aus. Vorher war Maria auch schon drei Wochen hier, und so können Sie denken, daß ich an all den schriftlichen Arbeiten, die ich hätte machen müssen¹, nichts gethan habe. Gott hat mir diese Aufgabe zugeschickt (nämlich die Pflege meines Gastes), und so will Er also jetzt keine andere Arbeit von mir". (An Schlüter S. 102—103.)

Fräulein Pohl verblieb bis Mitte October in dem gastlichen Wiedenbrück. Es hielt sich damals noch eine andere Convertitin in dem Städtchen auf, die sich ebenfalls der thätigen Theilnahme Luise Hensels und ihrer dortigen Freunde erfreute. Therese Bertinetti, eine durch widrige Schicksale viel geprüfte talentvolle junge Frau aus Norddeutschland, war ihr von Apollonia Diepenbrock empfohlen worden. Sie hatte bereits um das Jahr 1850 zu München unter der Leitung Hanebergs, dazumal Professor an der Universität, das katholische Glaubensbekenntniß abgelegt und suchte nun unter Beihilfe liebevoller Menschen Unterkunft in einem passenden Kloster, was in der Folge auch gelang.

Gerade in diesen Tagen wurde das Städtchen durch eine Feuersbrunst heimgesucht, zu deren Bewältigung auch Luise Hensel mit den befreundeten Damen sich muthig in die Kette stellte. In einem Briefe an Apollonia² gibt sie eine kurze Schilderung der nächtlichen Scene:

„Unsere Franziskaner“ — schreibt sie — „haben sich wieder bei einem großen Brande hier (17 Gebäude, darunter 15 Wohnhäuser, sind in der Nacht vom 3. bis 4. October abgebrannt) sehr hilfreich erwiesen. Es war ein schauerlich schöner Anblick, die brennenden Speicher mit dem reichen Erntesege so auflodern zu sehen, und besonders mußte ich das wunderbar schöne

¹ Es ist hier insbesondere die Sammlung und Reinschrift ihrer Lieder gemeint, wozu sie von Schlüter wiederholt aufgefordert worden.

² Wiedenbrück, 21. Okt. 1857.

Feuerwerk, was leider die prachtvollen Obstbäume gewährten, bejammern, denn sie sind vor einem Zeitraum von 50 Jahren nicht wieder so zu haben. Ein uralter wundervoller Birnbaum, der sehr belaubt war, ist wol der besondere Schutz durch Gottes gnädige Fügung gewesen, daß nicht eine ganze Reihe Häuser, die bis nahe an meine Wohnung reicht, in Flammen aufging. Ich stand in einer Kette mit der [Frau] Hüffer und der Bertinetti der Brandstätte gegenüber, hatte aber nur die leeren Eimer zu reichen, also keine zu schwere Arbeit, und so konnte ich recht bemerken, wie der schöne Baum nach und nach ausgetrocknet ward und in hellen rothen Flammen stand, während sein Stamm wie flüssiges Gold glänzte; ein Pflaumenbaum in seiner Nähe brannte in blauen Flammen. Der Birnbaum hatte aber gerade so lange ausgehalten, bis der Wind sich drehte. Marie Pohl hatte indessen meine Uhr, Theelöffel zc. zusammengepackt und in ein entferntes Haus getragen. — Einem Manne sind leider beide Füße zerschmettert und die Hände gräßlich verbrannt. Da hat sich aber die Bertinetti sehr schön benommen, mehrere Nächte bei ihm gewacht und ihn fast 14 Tage lang mit Umschlägen zc. bedient. Sie hat viel Freude und Geschick zur Krankenpflege. Da Herr Hüffer Vorsteher des Vincenz-Vereins ist, fehlt es ihr nicht an solchen Gelegenheiten, und sie wird sich den Winter über gewiß recht nützlich machen. Hüffers haben sie sehr lieb und wollen sie als Besuch den ganzen Winter behalten. Ich glaube, daß diese braven frommen Leute ihr in geistiger Hinsicht sehr nützlich sein werden."

Therese Bertinetti trat das Jahr darauf zu Paderborn ins Kloster.

Zwei Wochen nach dem eben geschilderten Vorfall befand sich Luizens Gast auf dem Wege nach Rom, um dort ihre Stelle bei Flora Beit, der Wittwe des Malers Johann Beit († 18. Januar 1854), zu vertreten. Nach dem Tode des frommen christlichen Malers wünschte die Wittwe, den Nachlaß

ihres Mannes zu ordnen, aber ein beginnendes Augenleiden, das zum grauen Staar sich ausbildete, stand ihr hinderlich im Wege. In ihrer Hilflosigkeit wandte sie sich endlich an Luise Hensel mit der dringenden Einladung, zu ihr nach Rom zu kommen, den Winter dort zu verbringen und ihr zu helfen. Hilfsbereit wie immer, wo die Noth rief, hätte Luise dem Rufe Folge geleistet, wenn nicht allerlei Hemmnisse im entscheidenden Moment die Reise verzögert und vereitelt hätten. Statt ihrer sandte sie nun die gleichbefähigte Freundin, Marie Pohl, welche es noch immer nicht verschmerzen konnte, daß ihre armen schwachen Schultern nicht kräftig genug seien, den Ordenshabit der Carmelitessen zu tragen, und an diese Reise die geheime Hoffnung knüpfte, vielleicht zu Rom eine bleibende Stätte in einer klösterlichen Genossenschaft zu finden, da für die von ihnen selbst geplante Stiftung noch keine Aussicht sich eröffnete.

„Am vorigen Donnerstag“ — meldet Luise ihrer geliebten Appel am 21. October 1857 — „ist Marie Pohl abgereist... Seit Anfang August habe ich in der Kumpelkammer geschlafen und Marie meine beiden Stübchen, die nicht zu trennen sind, gegeben; seit zwei Nächten schlafe ich nun wieder in meinem gewohnten Winkel und eigenem Bett. Es wird mich aber immer freuen, daß ich Marie so lang aufnehmen konnte. Sie ist nun auf dem Wege nach Rom, und ich denke, sie wird mich bei Flora ersetzen, den Winter bei ihr zubringen und im Frühjahr mit ihr nach Deutschland zurückkommen. Was Gott dann will, wird Er ja wol zeigen . . . Bete für sie; sie ist sehr liebenswürdig und sehr begabt, aber immer melancholisch.“

Von ihren spätern Schicksalen sind wir nicht unterrichtet. Sie scheint aber das Ziel ihrer ursprünglichen Neigung doch noch erreicht und in einem Ordenshause der hl. Theresia bleibende Stätte gefunden zu haben. In einer Anmerkung zu den von ihm herausgegebenen Briefen notirt Professor Schlüter: „Marie Pohl lebt als Carmeliteffin in Tyrol.“